

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

20.7.1919 (No. 29)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 29

Karlsruhe, Sonntag, 20. Juli

1919

Gottfried Keller.

Wie an der Regenwand, der nüchtern grauen,
Der Bogen funkelnd steht in freud'ger Helle,
So dürfen wir an deiner Farbenquelle
Im grauen Duft des Alltags uns erbauen.

Der Schönheit Blüth' und Tod, das tiefste Grauen
Umklingelst du mit leiser Thorenschelle
Und darfst gefrost, ein Shakespeare der Novelle,
Dein Herd und Süß zu mischen dich getrauen.

Dem höchsten ist das Albernste gefellt,
Dem schrillen Wehlaut ein phantastisch Lachen,
Um heil'ges lobern Sinnenflammen schwüler.

So sehn wir staunend deine Wunderwelt.
Der Dichtung goldne Zeit scheint zu erwachen
Auf euren Ruf, unsterbliche Selbwyler.

Paul Heyse.

Gegenüber.

Da rauscht das grüne Wogenband
Des Rheines Wald und Au entlang:
Jenseits mein lieb Badenferland,
Und hier schon Schweizerfelsenhang.

Da zieht er hin, aus tiefer Brust
Mit langsam stolzem Odemzug,
Und über ihm spielt Sonnenluft
Und Eichenrausch, Falkenflug.

Kein Schloss, kein Dom ist in der Näh',
Nur Wälder schauen in die Flut!
Von Deutschland schwimmt ein fliehend' Reh
Hjerüber, wo es auch nicht ruht.

Und in der Stromeseinsamkeit
Vergess' ich all den alten Span,
Versenke den verjährten Streit
Und hebe hell zu singen an:

„Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt
Ich Schweizer darf und Deutscher sein!“

„Wo ich hinüber rufen mag,
Was freudig mir das Herz bewegt,
Und wo der klare Wellenschlag
Den Widerhall zurück mir trägt!“

„O steig zum Himmel, Lied und Wort!
Schwebt jubelnd ob dem tiefen Rhein!
Hier ist ein stiller Freiheitsport
Und hier wie dorten schweigt der Hain!“

Da raschelt's drüben, und der Scherg,
Zweifärbig, reckt das Ohr herein —
Ich fliehe rasch hinan den Berg,
Ade, du stiller Ort am Rhein!

Gottfried Keller.

Inhalt: Gottfried Keller. Von Paul Heyse. — Gegenüber. Von Gottfried Keller. — Gottfried Keller und das Badnerland. Von W. E. Desterling. — Gottfried Keller, der Demokrat. Von Karl Jabo. — Erzählung. Von Franz Sirtler. — Gottfried Keller-Anekdoten.

Gottfried Keller und das Badnerland.

Von W. E. Desterling.

Das Leben Gottfried Kellers bietet ein glänzendes und unwiderlegliches Beispiel für die Möglichkeit einer demokratischen Kunstpflege. Mäzenatentum hängt nicht an Thronen, es findet sich auch in Freistaaten, wenn sie nur ihren Blick fürs Menschliche und Künstlerische offen halten und ihn nicht starr in die politische Gasse heften. Die Züricher Kantonsregierung hat es bewiesen, als sie im Jahr 1848 dem beruf- und stellunglosen, fast 30jährigen Gottfried Keller auf die Beine half. Was hatte er vorzuweisen, um sich dieser Gunst teilhaftig zu machen? Keine Zeugnisse, keine Examina, keine hohen Vettern, keine Verbindungs- und Contourbrüder, kein persönliches Strebertum, kein ausgereiftes Werk, sondern einzig und allein eine gute Handvoll von Gedichten. Das war alles Positive. Man frage sich, wer von deutschen Landen, welcher Fürst, welche Behörde den Freimut gehabt hätte, einem Menschen auf eine solche Legitimation hin aus öffentlichen Geldern ein Stipendium anzubieten, wie es Erziehungsrat und Regierung im Fall Keller von sich aus taten? Bei uns hätte man sich zuvörderst auf bürokratisch vorgefertigtem Weg nach der Vergangenheit des Menschen erkundigt und dabei Dinge erfahren, die ihn von vornherein um jede staatliche Fürsorge gebracht hätten. Von der Kantonschule ist der vierlose Dreizehnjährige seinerzeit ausgewiesen worden und hat sich seitdem autodidaktisch weitergebildet („herumgetrieben“ hätte unter Aktuariums vermerkt). Vergestalt „geistig geköpft“ und der Wohlthat eines geregelten Bildungsganges beraubt, wendet er sich der Materie zu. Er geht nach München, aber als armer Teufel nicht auf die Akademie. Nach zwei entbehrungsreichen Jahren

kommt er mit unbedeutender künstlerischer (aber einstweilen verborgener reicher menschlicher) Ausbente heim. Der Philister würde sagen: „ein verbummelter Kerl“, und der Herr Aktuariums würde das Urteil mit seinem Gänsekiel in den Personalakten festhalten. Dann treibt er sich ohne Amt und Stellung 6 Jahre (sechs Jahre!) bei der armen Mutter in Zürich herum, malt und dichtet und schreibt etwa in die Zeitungen. So pendelt er hin und her, eine schwankende Erscheinung, die das Mißvergnügen des braven Hausvaters und einer hochmögenden Behörde erregen muß.

Aber das Gegenteil geschieht. Die Gedichte erscheinen teilweise im „Deutschen Taschenbuch“ 1845 und 1846 (zweite Auflage, Mannheim bei F. P. Grobe 1847) als „Lieder eines Autodidakten“ und werden durch Vermittlung eines Freundes bei Winter in Heidelberg als kleines, jetzt seltenes und kostbares Bändchen verlegt. Unter die Naturbilder und Liebesgedichte mischen sich auch politische Töne. Mit diesem ersten Opus, das keineswegs eine „flederlose Perlenschnur“ ist, mit diesem, nach dem äußern Gewicht betrachtet, leichten Gepäck erringt der Dichter nicht bloß gute Besprechungen und lebhaften Beifall, sondern, wie eingangs bemerkt, die Gunst der Behörde. Man stelle sich das bei uns vor und man wird verstehen, warum in diesem Zusammenhang von einer vorbildlichen demokratischen Kunstpflege die Rede ist, deren Geist wir unserem Staatswesen wünschen.

Um den Faden bis ans Ende zu verfolgen, sei gleich erwähnt, daß es nicht bei einem einmaligen Stipendium blieb, sondern daß die Züricher ihrem Gottfried Keller, der lange brauchte, bis er etwas Rechtes wurde, eine siebenjährige Zeit der Auszubildung ermöglichten, ohne nennenswerte Beweise von Gegenleistungen, jedenfalls ohne ein Universitäts-Zeugnis oder ein Examen von ihm zu verlangen. Und als er 1855 in seinem 36. Lebensjahr heimkehrte, wiederum ohne begründete Anwartschaft auf einen bürgerlichen Beruf, tat man Schritte, ihn als Professor an der Hochschule unterzubringen, bis man ihn schließlich 1861 in das ehrenvolle Amt des ersten Staatschreibers von Zürich einsetzte. Es ist ganz verkehrt, darüber zu jammern, daß der Dichter damit ins Joch gespannt worden sei. Er bekam mit dem strengen

Pflichtenkreis festen Boden unter die Füße, und bei seiner Hochachtung für alle menschliche Tüchtigkeit zog er ein gut Teil Zufriedenheit aus der Erfüllung seiner Obliegenheiten, die auch seinem vaterländischen Gefühl wohl tat. Hatte ihn die Heimat in kritischen Zeiten nicht fallen lassen, so war's recht, daß er ihr nun das Gute vergalt.

Literarisch war der Schweizer, wie aus obigen Verlagsangaben erhellt, in der badischen Pfalz eingekehrt. Dorthin lenkte der Wissensdurstige leibhaftig seine Schritte, als ihm das Stipendium einen Studien-Aufenthalt gewährte. Auf der hohen Schule in Heidelberg erweiterte er seinen Gesichtskreis und Bildungskreis. Eifrig, wenn auch scheinbar etwas wahllos, besuchte er die Vorlesungen. Zwar die beim Historiker Häusser erlitten durch dessen politische Tätigkeit eine Unterbrechung. Aber um so eindrucksvoller waren die Stunden bei dem Anthropologen Henle, die dem Dichter, dem Menschenankerteller, zum erstenmal ein deutliches Bild des physischen Menschen verschafften. Wer den „Grünen Heinrich“ kennt, dem braucht man nicht zu sagen, wie tief diese Kenntnisse bei Keller Wurzel schlugen.

Neben Henle waren es zwei andere unvergeßene Geistesgrößen, die Gottfried Kellers Weg kreuzten, um ihm eine entscheidende Richtung zu geben. A. Hettner, der Literaturhistoriker und Aesthet, wurde ihm in langjähriger Freundschaft verbunden. Ihr späterer Briefwechsel bewegt sich auf der klaren Höhe eines schönen geistigen Austausches an Gedanken und Erkenntnissen, die Hettner z. T. wörtlich in sein wissenschaftliches Werk übernehmen konnte. Und der andere, E. Feuerbach, der Philosoph, brachte in Kellers Gedankenwelt eine grundsätzliche Veränderung zuwege, die für sein geistiges Weltbild von ausschlaggebender Bedeutung wurde. Der Schweizer kam dem Philosophen auch persönlich nahe, dessen tüchtiges Wesen ihn anzog. Ihr Lebenskreis schlang sich überdies eine Weile in leidenschaftlichem Verhältnis um denselben Pol, um Johanna Kapp, an der der Dichter das schmerzliche Schicksal erlebte, das für ihn typisch ist, nur Freundschaft zu finden, wo er Liebe gab und erhoffte.

In Heidelberg erlebte der Dichter, der am tätigen Leben, an politischen Fragen starken Anteil nahm, die Stürme der badischen Revolutionszeit. Die pälzer Krisen entsprachen freilich seinem Ideal eines politisch freibaren Bürgertums keineswegs, aber vor den badischen Soldaten bekam er Respekt, als er aus nächster Nähe Zeuge wurde, wie brav sie gegen die Preußen handhielten. Er schreibt: „Besonders die badischen Kanoniere haben sich heldenmütig gehalten. Sie arbeiteten, da es sehr heiß war, im bloßen Hemd, wie die Bäcker vor dem Backofen bei ihren Kanonen, und waren noch frisch und wolgemut dabei . . .“

Heidelberg wurde fruchtbarer Boden für G. Keller. Es war für ihn, etwa was Straßburg oder, die Intensität gemessen, beinahe was Italien für Goethe bedeutet. An seinen Schicksalen und an den Kenntnissen reiste der Mensch und der Künstler. Ricarda Huch schreibt in ihrem feinen Büchlein: „Für ihn war der Erwerb von Kenntnissen ebenso sehr Bedürfnis und Genuß, wie für den gesunden Menschen die Nahrungsaufnahme ist; sein religiös-philosophischer Trieb nötigte ihn, innerlich beständig an einem Weltbilde zu arbeiten, und was er über das Wesen der Erscheinungen erfuhr, reichte er sogleich seinem allgemeinen Vorstellungskreise ein oder veränderte ihn demgemäß, damit die Grundlage seines Daseinsgefühls befestigt.“

Der Mensch G. Keller könnte oder sollte der Typus für den Hörer und Verbreiter von Bildungsbestrebungen werden, wie sie jetzt etwa in den Volkshochschulkursen geplant sind. Für ihn blieb kein Wissen bloß an der Peripherie, er verband es irgendwie mit dem Zentrum seines Lebenskernes. Wissen allein ist tot, wo es nicht diese Beziehung zum Innersten des Menschen herstellt. Nicht Anhäufung von Stoff, nicht leerer Brunnstrom und eitles Prozedur, sondern jeßliche Verwertung war Ziel und Inbegriff der Heidelberger Studienzeit G. Kellers. Damit stellt er für uns ein Ideal auf, das wir heute dringender brauchen und sehnüchtiger erstreben als jeit langem.

Will man die Fäden verfolgen, die den Schweizer Meister mit unserm Badner Land verknüpfen, so dauert's eine lange Weile, bis man in seinem Lebensgewebe wieder auf einen solchen stößt. Erst in den letzten Lebensjahren tat sich ein nicht umfänglicher, aber hübscher Briefwechsel auf, der sich zwischen Zürich und dem Schloßlein Ortenberg bei Offenburg hin und her spann. Die Tochter des damaligen Besitzers, eine begeisterte Verehrerin seiner Schöpfungen, schickte ihm im Sommer 1883 eine Sendung Kirchwasser, der zu Weihnachten das festliche Gebäck folgte. Kellers launige Dankepisteln sind zuerst in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht worden und jetzt in der Ermatingerschen Ausgabe seiner Briefe und Tagebücher*) leicht zugänglich. Sie zeigen den Meister von seiner better liebenswürdigen Art, die durch einen gelegentlich einfließenden knurrigen Ton so behaglich untermalt wird. Aus dem persönlichen Umkreis dieser Zwiesprache tritt die Erzählung von der Entstehung der bekannten Radierung von Karl Stauffer-Bern heraus, die deshalb hier angeführt sei.

„Stauffer wollte meinen Kopf malen, um eine gründliche Radierung danach zu machen. Er malte ihn auch, kramte aber erst einen photographischen Apparat aus, um eine Reihe Aufnahmen von allen Seiten zu machen, um den Gegenstand sich von allen

Seiten einzuprägen. Nun mußte er aber während einer scheinbaren Pause, als er mich ruhen ließ, mich in der Erschöpfung auf dem Armenfünderstuhl abgestohlen haben, wovon ich nichts merkte; denn diese gestohlene Aufnahme radierete er. Er hat es freilich auf meinen Vorhalt bei wenig Abzügen bewenden lassen, wie er sagte, und die Platte abgegliffen. Die Arbeit ist freilich an sich gut, aber das Bild seiner Entstehung nach dumm.“

Trotz dieses Urteils schickte G. Keller seiner Verehrerin einen Abzug, kurz vor seinem 70. Geburtstag, den er nicht ganz um ein Jahr überleben sollte. Ins Badnerland ist er nicht mehr gekommen, wenn er auch dann und wann einen Besuch in Aulsicht stellte. Aber die entscheidende Wendung seines Schicksals hat er in unserer Heimat durchlebt, und das verknüpft uns knüger mit dem großen Meister.

Gottfried Keller, der Demokrat.

Zeiget sich ein Hoffnungsstunde,
Nur ein Fünkeln heitern Glaubens,
Nur ein Strahl des guten Geistes,
O so stellt ihn auf zur Linken,
O so stellt ihn auf zur Rechten,
O so stellt ihn, wo das Herz schlägt,
Auf der Menschheit frohe Linke,
Auf des Frühlings große Seite!

Der diese Verse gesungen hat, ist einer der ganz wenigen großen Dichter, die politische Betätigung und leidenschaftliche Ausübung staatsbürgerlicher Pflichten für „fester und löblicher“ gehalten haben, als die „jugendliche Kurzweil“ der Stebe. Als einem Schweizer, der in der Jugend die 40er Jahre und als Mann die Umwandlung der Verfassung in seinem Heimatland als Schriftsteller und als hervorragender Beamter der Regierung erlebt hat, war Gottfried Keller die Teilnahme am politischen Leben höchste Bürgerpflicht, sogar Naturnotwendigkeit. Schon der „Grüne Heinrich“, also sein Dichter selbst, „will sich der produktiven Behandlung des öffentlichen Lebens widmen als der einzigen noch möglichen und würdigen Form, die Gestaltungskraft und dichterische Phantasie zu benutzen, welche, wenn sie eine gesunde sein wolle, auch für das wirkliche Leben die besten und schönsten Erfindungen machen lassen müsse.“ Wer die Herkunft Kellers und die politischen Zustände seiner Heimatstadt Zürich auch nur flüchtig kennt und nur ein Kapitel der Schwyler Geschichte gelesen hat, dem ist kein Augenblick zweifelhaft, daß Kellers Neigung der Demokratie gehören mußte.

Gottfried Keller hat als Demokrat die ganze reiche Gefühlswelt des vom Blut her freisinnigen Mannes vom sorgelosen Armenhüter her über den Radikalismus des bummelnden nicht Studierenden und aktiven Freischärlers, über den Staatschreiber zum resignierend gelassenen Alter durchlaufen. Dadurch hat er auch die unvermeidliche Enttäuschung des phantasievollen Optimisten beim Erkennen der egoistischen Wirklichkeit des Parteilebens erfahren und hat darum sein Dichterverk mit einem anklagenden politisch-satirischen Tendenzroman, dem Martin Sander, beschloffen.

Es ist an dieser Stelle nicht Gelegenheit genug, einen nur bei Darstellung der eigentümlichen und einmaligen schweizerischen politischen Verhältnisse absolut unmißverständlichen Lebens- und Entwicklungsgang des Politikers Keller, dem Herwegh und Freiligrath die ersten eigenen Verse geweckt haben, zu verfolgen. Zum Gedächtnis seines 100. Geburtstages seien statt dessen ein paar Lese Früchte allgemeiner Art dargeboten, die als von einem großen Dichter und geborenen Volksmann stammend echte demokratische Anschauung wiedergeben und als Beispiele da und dort heute nicht unaktuell sind.

Politisches Glaubensbekenntnis.

„Wer freisinnig ist, traut sich und der Welt was Gutes zu und weiß manhaft von nichts anderem, als daß man hierfür einzustehen vermöge, während der Unfreiinn oder Konserwativismus auf Zaghaftigkeit und Beschränktheit gegründet ist. Diese lassen sich aber schwer mit wahrer Männlichkeit vereinigen. Vor tau send Jahren begann die Zeit, da nur derjenige für einen vollkommenen Helden und Rittermann galt, der zugleich ein frommer Christ war; denn im Christentum lag damals die Menschlichkeit und Aufklärung. Heute kann man sagen: sei einer so tapfer und resolut als er wolle, wenn er nicht vermag freisinnig zu sein, so ist er kein ganzer Mann.“

(Leute von Seldwyla I.)

Heimat und Welt.

„Mißtrauet jedem Menschen, welcher sich rühmt, sein Vaterland zu kennen und zu lieben! Aber mißtrauet auch dem, welcher mit den Landesgrenzen die Welt mit Brettern vernagelt ist und welcher alles zu sein und zu bedeuten glaubt durch die zufällige Geburt in diesem oder jenem Volke, oder dem höchsten die übrige weite Welt eine großes Randgebiet ist, das nur dazu da sei, zum Besten seines Vaterlandes ausgebeutet zu werden.“

(Unterdrücktes Bruchstück zum „Grünen Heinrich“.)

*) Stuttgart und Berlin bei Cotta 1910 erschienen.

Pflicht der Parteinarbeit.

„Wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet. . . Der große Haufen der Gleichgültigen und Loslosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden; denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns ist, der sei wider uns; nur nehme er teil an der Arbeit, auf daß die Entscheidung beschleunigt werde. Nein, es darf keine Privatente mehr geben.“

(Traumbuch, 2.—3. V. 1848.)*

Falschium.

„Die Verfassung ist nicht sowohl ein Freibrief für zu begehende Dummheiten, als ein Schutzmittel gegen solche, nicht mehr und nicht weniger.“ . . .

Aus einem Brief an W. Baumgartner, dem Komponisten seines „O du mein Vaterland.“

Reise zur Mitregierung.

„Nur da, wo ein Volk seiner klaren und freien, ihm zu räumigen Mitwirkung und Entscheidung bewußt ist und wo dieses Bewußtsein sich mit der übrigen humanen Ausbildung harmonisch fortentwickelt, kann man auch in den repräsentativen Republiken der Schweiz auf das Herannahen eines Augenblicks hoffen, wo man ihm mit Freuden jedes Gesetz zur Entscheidung vorlegen kann, ein Augenblick, welcher wahrscheinlich wieder eine größere Dauer und eine gewisse Klassizität der Gesetze mit sich bringen wird.“

(Aus einem Zeitungsartikel 1865.)

Zur Schulfrage.

„Ein Kind von der allgemeinen Erziehung auszuheben, heißt nichts anderes, als seine innere Entwicklung, sein geistiges Leben kypfen. . . Der Staat hat nicht danach zu fragen, ob die Bedingungen zu einer weiteren Privatausbildung vorhanden seien, oder ob trotz seines Aufgebens das Leben den Aufgegebenen doch nicht fallen lasse, sondern manchmal noch etwas Rechtes aus ihm mache: er hat sich nur an seine Pflicht zu erinnern, die Erziehung jedes seiner Kinder zu überwachen und weiter zu führen.“

(Aus dem „Grünen Heurich“.)

Zur Staatsbürgererziehung.

„Nähern sich die jungen Männer ihrem 20. Lebensjahre, etwa im 18., werden sie staatsbürgerlich eingeschult. Die Verfassungsfunde haben sie schon in der Alltagschule rasch durchgemacht als Knaben; jetzt wird sie in flüchtigeren Kypfen halb verblaßt sein. Sie wird also nochmals kräftig aufgefrischt und abschließlich sodann der ganze Kreis der Gesetzgebung für das Verständnis geöffnet, kurz ehe sie in den Genuss und die Pflichten der Volksrechte eintreten. Ich dachte, das wären Sachen genug, die Zeit auszufüllen! Schwierig wird es im Anfang wohl sein, gleichmäßig und beharrlich vorzugehen; doch es wird gehen müssen, wenn die Rechte selbst nicht eine Ironie werden sollen! Ich habe noch vergessen, daß nebenher jeder junge Burche lernen soll, sich einen schlichten Tisch oder eine Bank zu zimmern, und daß auch hierfür auf eine Einrichtung zu denken ist.“

(Aus „Martin Salander“.)

Zum Religionsunterricht.

„Auch bedarf es für viele Familienväter, welche aus ihrer ganzen geistigen Erfahrung und Ueberzeugung heraus auf keinem vertraulichen Fuß mit der Kirche und ihren Glaubenssätzen stehen, großer Vorsicht und Ueberlegung in Behandlung der unterweisungspflichtigen Kinder, wenn sie dieselben nicht in die unerquickliche und unerspriechliche Lage bringen wollen, die unreifen Märtyrer für die Meinungen des Vaters spielen zu müssen. Dennoch ist es gut und nützlich, daß jedes Landeskind mit allen übrigen gleichmäßig bei der Landeskirche in die Lehre gehe, und die bestimmten vier Jahre sind dazu die glücklichsten. Was in dieser Zeit an Selbstständigkeit und freiem Sinn für immer zugrunde geht, daran ist nicht viel verloren, wogegen es die bedauerlichste Ignoranz für den erwachsenen Bürger wäre, nicht einmal zu wissen, was der kirchliche Staat eigentlich glaubt, während er in hundert Fällen darüber sich doch ein Urteil amaken müßte. Mit dem sechzehnten Jahre ist jeder frei und kann sich je nach den Eindrücken, die er empfangen, weiter verhalten. Milde religiöse Jugendeindrücke haben noch keinem Menschen geschadet, und der heftigste Kirchenfürmer würde sie, auf Gewissen befragt, schwerlich dahingeben. Wo diese Eindrücke nicht mild, nicht lieblich und erquicklich sind, hat die Kirche darüber nachzudenken; denn das ist ihre Sache.“

(Aus einem Zeitungsartikel, 1861)

Parallele zu unseren Tagen.

„Die Völker hielten Jahrhunderte hindurch alles Ungemach und alle Greuel für die Dynastien aus; für die Republik, für ihre eigenen Interessen sollten sie nicht einige Ungemütlichkeit des Ueberganges ertragen?“

(Notizbuch 1848.)

Gottfried Keller als Prophet.

„Die Gewalt des deutschen Reiches kann kein Mann alleine tragen. Darum trägt er mit der Krone zugleich auch die rote Andeutung um Hals und Kragen.“

(Notizbuch 1871.)

Erzählkunst.

Gedanken zu Gottfried Kellers 100. Geburtstag (19. Juli).

Daß Erzählen eine Kunst ist, eine hohe, im Rahmen der Dichtkunst vielleicht die höchste, will dem Leser der Durchschnittsromane kaum einleuchten. In unserer Zeit, wo persönliches Erzählen nicht mehr gepflegt wird und wo das Grobstoffliche, das Nerven spannende und Absonderliche in Hundertausendbüchern sich der Beliebtheit der Massen erfreuen, scheint es, daß für eine nach reiner, edler Form strebende Erzählkunst wenig Möglichkeit mehr besteht, volkstümlich zu werden. Das ist beklagenswert, um so mehr, als gerade die Erzählung das weiteste Wirkungsgebiet hat, während Drama und Lyrik doch nur zu einem kleineren Teil des Volkes sprechen. Es ist wohl auch so, daß die Volkstümlichkeit als eine an das Kunstwerk zu stellende Anforderung vielfach mißverstanden und mit jener albernen Platttheit verwechselt wird, in der sich eine uns aufdrängende moralische oder oft auch unmoralische Jugend- und Volksliteratur bewegt.

Leider sind so wenige unserer berufenen Dichter um die echte und gute Volkstümlichkeit bemüht, wo es doch unbeschadet der höchsten Kunstwirkung ihnen möglich wäre. — Gerhard Hauptmann, der (im „Griechischen Frühling“) angefangen der Trümmer einer edlen alten Kultur zu der Erkenntnis kommt, daß alle Kunst volkstümlich sein müsse, ist nachher unbekümmert darum geblieben. So haben wir also in der Gegenwart mit wenigen Ausnahmen eine volkstümliche Unkunst, die dem Volke hinwegwirft, was es verlangt, ohne Form und ohne Liebe, und eine unvolkstümliche Kunst, der die Form alles ist, und die oft auf gefährlichen Wegen fern der gesunden Natur wandelt. Mit dem aus dem Ausland hereingeholten Schlagwort, daß die Kunst keinem Zweck dienen dürfe, sucht man diese letzte Art zu rechtfertigen, was aber nie gelingen kann, denn freilich hat die Kunst kein Ziel, aber jeder Künstler hat eines. Die ziellose neue Richtung, deren Herrschaft über die nächste Zukunft bereits angekündigt wird, der Expressionismus, ist an dem Punkte angelangt, der vom Volkstümlichen am weitesten entfernt ist. Ein hüllenloses Zurschauellen der Seele im Körperlichen, das der Expressionismus fordert und zu verwirklichen sucht, bedeutet für die Erzählkunst eine völlige Zerstörung epischer Form, denn auf der Jagd nach dem letzten Ausdruck seelischer Zustände und durch Verzerrung ins Ueberkörperliche geht das Wesentliche der epischen Kunst verloren, das ruhig Fließende, bei dem der Körper das Kleid der Seele ist, das sich anschiegt, andeutet, aber sie nie jäh enthüllt. Ein Gefühlsprediger mag wohl recht haben, der vorhersagt, daß neben oder nach dieser Art die Erzählkunst (mit den anderen Künsten) sich wieder an das Volk wenden wird, daß also statt dieser Dichter, die nur um ihrer selbst willen da sind, wir wieder eine Dichtung haben werden, die dem Volk gehört. Die Zeit ist reif dazu, sie fordert Volkstümlichkeit der Kunst, worunter freilich nie ein williges Eingehen auf das, was der Menge behagt, zu verstehen ist, sondern reife und edelste Kunst, die sich bewußt an Gefühl und Geist des Volkes wendet. Wenn es nun gilt, wieder an Bestehendes und Ueberlieferes anzuknüpfen, so muß für die Erzählkunst auf den großen und wahrhaft volkstümlichen Meister hingewiesen werden, dessen 100. Geburtstag jetzt ist: auf Gottfried Keller.

Daß Gottfried Keller seine Erzählkunst bewußt in den Dienst jener höchsten Volkstümlichkeit gestellt hat, beweist die Stelle aus einem Brief an Berthold Auerbach, für dessen Volkskalender er dreimal einen Beitrag geliefert hatte:

„Ich halte es für die Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Reime der Zukunft, soweit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben: ja so seien sie, und so gehe es zu. — Kurz, man muß dem allzeit tüchtigen Nationalgrundrod stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist; dafür kann man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient.“

Diese Grundzüge haben die Freiheit seiner Kunst in keiner Weise beschränkt; sie können die Richtlinien bleiben für jeden volkstümlichen Dichter. Die Gesinnung und der gute Wille allein machen es freilich nicht, die letzte Entscheidung über den Wert einer Erzählung liegt in dem Wic, nicht in dem Was. Viel tüchtiges Können redet aber mit vornehmender Gebärde am Volke vorbei. Man sollte meinen, daß solche Dichter durch das Beispiel des großen Züricher Meisters eines Besseren belehrt

*) Die nicht in den Werken gedruckten Stellen sind nach Briefen entnommen und abgezeichnet nach G. K. als Kopistiker mit vollständigen Aufträgen im Anhang) zitiert. (Verlag Huber, Frauenfeld und Leipzig 1912.)

würden. Daneben aber wächst und blüht eine gebiegene, reife Erzählkunst, die sich an Meister Gottfried geschildert hat, und die dem Volke gehört. Viele Nennungen sind darunter. Keller war selbst einer. Dieses Stammes beständige Art, seine Lust am Erfinden und Fabulieren, sein bildnerischer Drang und eine seine Beharrlichkeit konnten der deutschen Dichtung köstliche Erzählwerke schenken. Schon vor Keller glänzten Jeremias Gotthelf und Johann Peter Hebel — von ihm selbst hoch verehrt — am epischen Dichtershimmel.

Der Roman ist die reinste und vielleicht — trotz des Namens die deutscheste Form der Erzählung, gotisch, reich, urtümlich, einem Baum vergleichbar, der ohne Beschnitt frei und herrlich aufwächst. Nach dem Wilhelm Meister ist Gottfried Kellers Grüner Heinrich das große Vorbild des Romans. Da sehen wir einen Erzähler in nie ermüdender Lust den Reichtum des Lebens vor uns ausbreiten. Es ist nicht irgend eine Handlung über ein Ideengerüst gezerzt, keine Konstruktion, keine Spannung: im Grünen Heinrich ist geschichtet, gehäuft und übereinander gestürzt, und jeder Teil lebt für sich und im ganzen. Das ist die eifrigste und reinste Erzählkunst. Jene Beurteiler, welche an diesem Werk eine Uebervucherung der Handlung durch eine überreiche Phantasie tadeln, und solche meisterlichen Schilderungen wie die des Dürerfestes als Abschweifung empfinden, sind weit entfernt vom Erfassen des epischen Wesens. Der Vater aller Erzählkunst, Homer, zeigt die gleiche Vorliebe für solche Festbeschreibungen, Wettkämpfe und Schmausereien. Was Keller selbst vom großen Epiker fordert, „daß wir alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung mitgeteilt, ohne zwischen der Schilderung und der Geschichte hin- und hergehoben zu werden“, das erfüllt er im Grünen Heinrich und in den anderen Werken selbst restlos.

Die Seelen nennen es „Garospinnen“, wenn sie erzählen, und dieser Vergleich ist ganz vortrefflich. Keller schreibt einmal, im gleichen Bild verweilend, daß er wieder Berg an der Kunkel habe. Das läuft nun ohne abzubrechen durch seine geschickten Finger und füllt die schnurrende Spule. Unbildlich gesprochen bedeutet das: der Erzähler darf den Stoff nicht aus der Hand lassen, wir müssen überall und stets den Ton seiner Rede im Ohr haben. Unmittelbare, lange Gespräche mit Rede und Gegenrede und wörtlich mitgeteilte Briefe, die nicht erzählerisch sind, vermeidet Gottfried Keller.

Auf den Inhalt des Romans einzugehen, ist nicht Sache dieses Aufsatzes. Die Kunst des Erzählers bewältigt mühelos alle Höhen und dringt in jede Tiefe und dies auf die wunderbarste Weise in einer ungezierten, edeln und wohlklingenden Redensprache, für deren echte Volkstümlichkeit ein ohne viel Suchen herausgegriffener Satz hier zeugen kann:

„Ich dachte an die Flucht der räuberischen Zeit, senkte und schüttelte leicht den Kopf, und erst jetzt wurden durch den Klang der Schellen (an der Narrenkappe) meine Gedanken ganz wach und geordnet, daß ich endlich auch der Mutter gedachte, freilich nur wie eines Selbstverständlichen und Unverkierbaren, wie eines guten Hausbrotes; denn daß ein solches eines Tages am ehesten abhanden kommen kann, hatte ich noch nicht erfahren.“

Den „Shakespeare der Novelle“ nannte Paul Heyse den Dichter der „Rente von Seldwyla“ und ersuhr dafür eine freundschaftliche Zurechtweisung, daß solches unsagbar sei. Wer aber wird ihm heute die höchste Meisterschaft in der kunstvoll gebauten Erzählung nicht zuerkennen? Im Roman konnte Keller seiner ganz ursprünglichen Fabulierlust die Fingel frei lassen, in den Novellen „verdichtet“ er sein Können in die schöne überlieferte Form. Hier, wo es gilt, den epischen Strom einzudämmen und eine einheitliche Handlung zu geben nach Goethen, die erst Goethe und dann Heyse festgelegt hatten, durch diese Form hindurchgehend wie durch eine Linse, sammeln sich Kellers Erzählergaben zu herrlich leuchtenden Gebilden. Nicht aber um einer Spannung willen oder auf eine einzige Situation zugespielt sind diese Geschichten erzählt, so daß also verbindende, nur „füllende“ Abschnitte darin zu finden wären, sondern in stets gleichmäßiger, farbenfatter, beziehungsreicher Fülle fließt die Rede des Erzählers hin, so daß man also, wo man auch diese Geschichten aufschlägt, sofort angezogen ist vom Reiz des darin Berichteten und vom Wohlklang der Erzählerrede. Nie wird der Erzähler müde, nie werden seine Farben blässer. So stehen dem Vater der Seldwyla und Züricher Novellen, des Singgedichts und der ganz kostbaren Legenden diese Geschichten wunderbar frisch und leuchtend im Gedächtnis. Man möchte diese herrlichen Gebilde in vieler Beziehung mit den farbenfrohen Bildern seines Freundes Böcklin vergleichen. So sagt ihm auch Heyse:

Wie an der Regenwand, der nächttern grauen,
Der Bogen funkelnd steht in freud'ger Helle,
So dürfen wir an deiner Farbenquelle
Im grauen Duft des Alltags uns erbauen.

Für die Beurteilung eines Erzählers ist es natürlich nicht gleichgültig, was er erzählt, wenn auch das Wie der einzelnen Erzählung den Wert verleiht. Bei Gottfried Keller sehen wir, daß sein Stoffgebiet ein fast unbeschränktes ist, so daß man das

Gefühl hat, er könne jedes Erdengeschehen darstellen. Wir finden bei ihm die Handwerksburschennovelle und die Indianergeschichte, das Eheproblem wird beleuchtet und religiöse Fragen werden aufgeworfen. Im Bauernhaus, in der Künstlerwerkstatt, im Grafenschloß, in grauer Vergangenheit und in der Märchenwelt ist er zu Hause. Wichtig ist aber, daß der Standpunkt des Erzählers unverrückbar feststeht. Er war „einer aus dem Volke“, der freilich viel erfahren und viel in sich hatte. So hebt er in seinen Gestalten immer den menschlichen Wert heraus und macht sie nie zu Kostümstöcken oder reinen Symbolen. Seine Menschen teilt er einfach ein in tüchtige und untüchtige, und dieser seine demokratische Zug in seiner poetischen Welt macht ihn zum berühmtesten volkstümlichen Dichter in jener schon besprochenen höchsten Bedeutung.

Franz Hirtler.

Gottfried Keller: Anekdoten.

Gottfried Keller ist gewissermaßen durch Berthold Auerbach, den einstmalig so beliebten Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ entdeckt worden. Im Zusammenhang mit dessen Bemühungen, die Öffentlichkeit auf das Erzählertalent seines Schütlings aufmerksam zu machen, soll der Verfasser des „Grünen Heinrich“ einmal launig geäußert haben, er müsse eigentlich „Auerbachs Keller“ heißen. Für den Volkskalender seines Vögners hat er bekanntlich eine seiner hübschesten Seldwylaer Geschichten „Das Fäulelein der sieben Aufrechten“ geschrieben, aufstand er viele Jahre hindurch in regem Briefwechsel mit Auerbach. Daß sich dieser redliche Mühe gegeben hat, den Züricher Freund auf seine Art für die Popularität reif zu machen, bezeugt eine drollige Anekdote, die Richard Wagner in seiner Selbstbiographie mitteilt. Nachdem er dort Auerbachs ländliche Kleidung geschildert hat — die grüne Foppe und besonders die grüne Jagdmütze, die ihm ganz das richtige Aussehen des Verfassers schwäbischer Dorfgeschichten gab — fügt Wagner hinzu, er habe deren nichts weniger als naive Bedeutung erst später verstehen gelernt: „Der schweizerische Dichter Gottfried Keller erzählte mir nämlich seinerzeit in Zürich, daß Auerbach, als er sich seiner anzunehmen beschloß, und ihn auf die Wege aufmerksam gemacht, auf welchen man seine literarischen Elaborate am besten ans Publikum bringe und zu Geld mache, vor allem auch ihm angeraten habe, sich eine ähnliche Foppe und Kappe anzuschaffen, denn da er einmal gleich ihm nicht schön und hoch gewachsen sei, so set es am besten, sich gleich ein derbes und drolliges Aussehen zu geben; er rücte ihm dabei auch die Kappe auf dem Kopf zurecht, damit sie ihm etwas verwogen stehe.“ Was für ein Gesicht bei diesem Versuche seines Mentors, ihn ländlich zurechtzufügen, Keller gemacht haben muß, kann sich jeder Kenner seines Wesens vorstellen.

Ihm war alle Pose fremd und alles Uebertriebene, Unehnte und Verlogene in tiefster Seele verhaßt, so sehr, daß schon eine seiner Ansicht nach übertriebene Bewertung seiner Schriften ihn mißtrauisch machte. So litt sein Vertrauen zu Conrad Ferdinand Meyer darunter, als dieser ihn einmal mit Cervantes verglich, und dem sonst sehr gut angeführten Paul Heyse wurde es als unbedacht Schaden zufügende Guttat angerechnet, daß er Keller bekanntlich mit „dem bewußten Briten“ in Parallele gebracht und ihn den „Shakespeare der Novelle“ genannt hatte. Ehrlich entrüstet war der Dichter auch gelegentlich der ovationenreichen Feier seines 70. Geburtstages; sie schien ihm übertrieben einem Menschen gegenüber, der „doch nicht einmal ein ordentliches Drama zustande gebracht habe.“

Daß eine so offenherzige Natur sich zuweilen gegen andere zu den von Freund Storm gepriesenen „goldenen Rückfichtlosigkeiten“ hinreißen ließ, ist nicht weiter erstaunlich. Kellers unbändige Festigkeit, sein maßloser Fäßzorn, wenn ihm etwas wider die Natur ging, wird durch zahlreiche Anekdoten bezeugt. Unter anderem kam es bei solcher Gelegenheit auch einmal zu einem Zusammenstoß mit Ferdinand Raffalle, der inmitten einer extravaganteren Gesellschaft seine Kunststücke als Magneiseur und Tischrücker zum besten gab. Gerade als er seinen Hokusfokus über Georg Herweghs Haupte trieb, drang Keller, der sich eines Stuhles als Waffe bediente, mit den Worten: „Jetzt ist's mir zu dick, ihr Lumpenpack, ihr Gauner.“ während auf ihn ein und wurde schließlich von der in unbeschreibliche Verwirrung geratenen aufgeregten Gesellschaft an die Luft gesetzt. Das geschah gerade am Vorabend seines Amtsantritts, nachdem die Züricher ihn zum ersten Staatschreiber des Großen Rates gewählt hatten. Auf dem solennen Abschiedessen, das ihm die Regierung gab, als er nach langen Jahren aus diesem Amte schied, weihte Keller den silbernen Becher, den sie ihm in Anerkennung seiner fünfzehnjährigen Dienste überreicht hatte, mit einem Trinkspruch ein, in welchem er im Ueberschwang des neugewonnenen Freiheitsgefühls die demokratischen Regierungsräte mit Offenherzigkeiten bedachte. „Sie machten jedoch,“ so berichtete er selbst über den Vorfall, „geduldige Miene dazu; ich glaube aber, sie gäben mir jetzt den Becher nicht mehr.“

Dente aber reicht ihm wohl nicht nur seine engere Heimat, sondern die ganze deutschsprachende Welt dankbar und willig den — goldenen Vorbeer.

*) Vgl. Heyses Gedicht auf der ersten Seite dieser Nummer.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unverlangte Verantwortlicher Leiter: Gustav Reppert. — Druck und Verlag

Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen.
der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung m. b. S.